

## 25. Sonntag im Jahreskreis B / 22. September 2024

*Erste Lesung: Weisheit 2,1a.12.17-20 / Zweite Lesung: Jakobus 3,16-4,3*

*Evangelium: Markus 9,30-37*

In diesem Sommer habe ich mir einen ganz besonderen Ausflug gegönnt: Ich habe das neu eröffnete „Geomuseum“ in Münster, in der Nähe vom Domplatz, besucht. Man erkennt es schon von weitem, weil ein riesiges Mammutskelett über zwei Etagen aus einer Wandverglasung zum Dom hinüber schaut. Man hat diese riesigen Fenster vor Jahren eigens dafür in das barocke Museumsgebäude hinein gebrochen.

Liebe Schwestern und Brüder!

Ein Besuch im „Geomuseum“ lohnt sich wirklich: Da ist von der Entwicklung des Weltalls und der Erde die Rede; von der Entstehung des Lebens und der Entwicklung der Arten; vom Werden und Vergehen ganzer Naturräume mit ihren Tier- und Pflanzenwelten.

In Jahrmillionen hat sich das Leben entwickelt, sind Arten entstanden und vergangen, hat die Natur höhere Stufen des Lebens hervorgebracht. Was sich das Alte Testament noch als zügigen Marsch durch sieben Tage vorstellte, wurde später in der „Evolutionsbiologie“ mehr und mehr erforscht. Und in dieser Evolutionstheorie gibt es zwei Schlüsselbegriffe: den „Kampf ums Dasein“ (struggle for life) und das „Lebensrecht des Stärkeren“ (survival of the fittest).

Pflanzen, Tiere und Menschen als „Produkte“ der Evolution scheinen bis heute bis in die Gene hinein davon geprägt zu sein, das Leben als einen Kampf gegen die anderen zu empfinden. Man schützt das eigene Rudel, die Sippe, die Angehörigen; darüber hinaus aber herrscht oft ein quasi natürliches Misstrauen: Wer überleben will, muss sich behaupten. Nur wer Stärke zeigt, bleibt obenauf. Dies geschieht in manchen Teilen der Welt oder der Gesellschaft mit blanker Gewalt. Dies kann aber auch ganz subtil im Verborgenen und höchst „kultiviert“ geschehen – dass ich den anderen hinter mich lassen will; dass ich mich gegen Konkurrenten durchsetze; dass ich mich als überlegen erweise durch meinen Einfluss, mein Auftreten, meine Meinung, meinen Standpunkt.

Und umgekehrt prägt uns ebenfalls bis in die Gene hinein die Angst, dass wir das Leben verlieren, die Angst vor dem Tod; aber schon vorher

die Angst, dass wir zu kurz kommen, dass andere uns zuvorkommen, dass wir im „Kampf ums Dasein“ unterliegen.

Die beiden heutigen Lesungen thematisieren Kampf und Ausgrenzung, Intrige und Demütigung gegen den Mitmenschen. Und der Jakobusbrief (in der zweiten Lesung) entfaltet dies sehr konkret und offenbar mit Blick auf die frühchristliche Gemeinde, wenn er auf den Ehrgeiz und die Leidenschaften der Adressaten anspielt: „Woher kommen die Kriege bei euch, woher die Streitigkeiten? ... Ihr seid eifersüchtig und könnt dennoch nichts erreichen.“

In der Logik der Evolution hat sich ein Verständnis von „Leben“ entwickelt, das eigentlich einen Kampf ums „Überleben“ meint, notfalls mit allen Mitteln.

Gegen dieses Verständnis setzt Jesus ein anderes Konzept: Dass sich der Mensch nicht an das Leben klammert, sondern Leben „hergibt“ – für die anderen. Dass wir nicht die Mitmenschen bekämpfen, sondern uns zurücknehmen – und sogar in ihren Dienst nehmen zu lassen.

Das ist die Initiative von Gott höchstpersönlich: „Der Menschensohn wird den Menschen ausgeliefert“ – so erklärt im heutigen Evangelium Jesus seinen Jüngern. Doch diese verstehen ihn nicht, weil sie nicht einmal zuhören, sondern debattieren darüber, wer von ihnen der Größte sei! Wie enttäuschend, wie menschlich frustrierend mag das für Jesus gewesen sein, dass seine engsten Freunde nicht einmal zuhören!

Und dann setzt er noch einmal an: „Wer der Erste sein will, soll der Letzte von allen und der Diener aller sein!“ – Was für eine Provokation im Kampf ums Dasein! Im Zeitalter der Emanzipation, der Chancengleichheit, des Fortschrittsglaubens, des technologischen Größenwahns, der ökologischen Rücksichtslosigkeit: Sich nicht alles nehmen, was nur geht – sondern sich zur Verfügung stellen. Nicht herrschen, sondern dienen!

Überhaupt: Der Begriff „Dienen“ wird, wenn er heute überhaupt verwendet wird, so ganz anders verstanden, als Jesus dies uns zumutet. Wir leben zwar heute in einer „Dienstleistungsgesellschaft“, und alle möglichen Leute bieten uns ihre Dienste an, erbringen einen „Service“ – bis hin zum Partyservice. Aber wenn uns jemand in diesem Sinne seinen „Dienst“, seinen Service anbietet, dann wollen die meisten nicht wirklich „dienen“, sondern Geld „verdienen“. Und auch im ideellen Sinne: Man

macht sich „verdient“, man erwirbt sich ein Verdienst, weil man sich einen Anspruch erwirbt, weil man herausragende Leistung erbracht hat.

„Wer bei euch groß sein will, der soll euer Diener sein!“ - Jesus hat Freude daran, wenn wir einander dienen. Nicht, weil wir uns klein machen sollen in dem Sinne, dass wir uns ducken und buckeln. Sondern weil wir dann groß voneinander denken. Vom anderen her denken: Das macht das Leben weit und zeigt mehr Format, als wenn ich nur um mich selbst kreise.

In diesem Sinne appelliert Jesus an den starken und selbstbewussten Menschen, wenn er sagt: „Wer bei euch groß sein will, der soll euer Diener sein.“ So hat es übrigens auch Anna Katharina Emmerick verstanden, wenn sie in der berühmten Formulierung sagt: „Ich bin nur ein Instrument in der Hand des Herrn!“ Das meint doch: Ich lasse mich in den Dienst nehmen – in den Anliegen Gottes. Ich stehe zur Verfügung – nicht für mich und meine Bedürfnisse, sondern für etwas Größeres.

Das ist wahre Größe, wenn wir freiwillig uns mit den Kleinen und Gedrückten solidarisieren können. Das ist der kühne Anspruch, es Gott gleich zu tun, wenn wir uns den Benachteiligten und Belasteten zuwenden und ihnen Gemeinschaft, Anteil schenken an unseren Möglichkeiten, Chancen, Leistungen, an unserer Aufmerksamkeit, an unserer Zeit; wenn wir auch ihnen Möglichkeiten der Entfaltung zeigen.

Das hat Konsequenzen für unsere Welt bis hin zur großen Politik – dass wir respektvoll etwa auf andere Kulturen schauen. Denken wir an so viele Varianten von Hass und gegenseitiger Demütigung überall auf der Welt. Das hat Konsequenzen für die Beziehung zu den Menschen unserer Umgebung – etwa in der Weise, wie wir übereinander sprechen, wie wir uns voreinander in Szene setzen.

Wer ein Kind aufnimmt, wer sich dem Schwächeren zuwenden kann, der nimmt Christus auf, der wendet sich Gott zu: einem Gott, der das Leben nicht nur als Kampf ums Überleben belassen will, sondern in die Fülle des Lebens führen will. Und dies nicht als frommer Wunsch für irgendein Jenseits, sondern als konkrete Zumutung hier und heute.

Amen.